

Nestlé geht zum Brunnen

Solothurner Filmtage zeigen Dokumentation über den Profit mit Trinkwasser

Von Hannes Nüsseler, Solothurn

Als der deutsche Unternehmer Henri Nestlé in die Waadt einwanderte, um dort mit künstlicher Babynahrung ein florierendes Geschäft aufzubauen, spendete der Industrielle seinem Wohnort Glion oberhalb des Genfersees einen Brunnen – gespeist vom überschüssigen Wasser der Industriellenvilla. Das war vor 140 Jahren. Heute ist Nestlé mit Firmensitz in Vevey nicht nur das grösste Industrieunternehmen der Schweiz, sondern der weltweit führende Lebensmittelkonzern: Über eine Million Menschen arbeiten für den Giganten, mehr als eine Milliarde Produkte von Schokolade über Suppen bis Kaffee werden täglich verkauft. Nestlé sei wahrscheinlich die grösste Demokratie der Welt, liess sich Verwaltungsratspräsident Peter Brabeck in einem Interview zitieren: Die Konsumenten hätten freie Wahl.

Brabeck, der 2007 den «Black Planet Award» wegen der aggressiven Vermarktung von genmanipulierter Kindernahrung erhielt, macht sich auch Gedanken darüber, wie das Unternehmen weitere 140 Jahre bestehen kann. Seine Antwort: mit Wasser. Welche Wertschöpfungskette hinter einem so simplen und – anscheinend – selbstverständlichen Grundnahrungsmittel steckt, wollte der Berner Dokumentarfilmer Urs Schnell wissen und setzte den Journalisten Res Gehrig auf darauf an. Das Treffen mit einem Nestlé-Manager erwies sich als Sackgasse. Das Unternehmen wollte Gehrig auf ein anderes Filmprojekt überreden, andernfalls verweigere es jede Beteiligung.

Der Profit sprudelt

Die Dokumentation «Bottled Life» weiss, dass ein globales Thema keine Nebenschauplätze hat, und so macht der Film nur scheinbar einen Umweg: durch Regionen mit schwacher Infrastruktur und Staatskriminalität, also durch Länder wie Pakistan, Nigeria – und die USA. Dort empören sich Bürger über Nestlés Aufkauf von Quellgebieten, deren Wasser nach Gewohnheitsrecht unbeschränkt gefördert werden darf –, spielen die Gemeinden nicht mit, klagt das Unternehmen sie ein.

Wie clever Nestlé im Branding von Tafelwasser vorgeht, wird anhand von Pakistan gezeigt. In den letzten zehn Jahren wurde Nestlés synthetisches Flaschenwasser «Pure Life» dort zum Statussymbol, allerdings auf Kosten eines sinkenden Grundwasserspiegels. Und in Nigeria, wo die Flasche «Pure Life» mehr als einen durchschnittlichen Tageslohn kostet, ist die öffentliche Wasserversorgung ganz zusammengebrochen.

«Bottled Life» macht sich nicht gemein mit einer guten Sache, steht aber auch zu seinen Antipathien: Wenn Peter Brabeck in eingespielten Sequenzen das Grundrecht auf Wasser bestreitet, füllt sein Mund die ganze Leinwand. Und es fällt schwer, den hochtrabenden Ausführungen des Nestlé-Chefs über «creating shared values» («gemeinsame Wer-

te schaffen») zu folgen, wenn die Konzernpraxis den Shareholder-Value so eindeutig verrät. «Rundschau»-Redaktor Res Gehrig bürgt als reisender Reporter für die Lauterkeit der Recherche, während Regisseur Urs Schnell dezent die Not der Betroffenen einfängt: Zu Nestlés Angebot können längst nicht mehr alle Nein sagen, denn verschmutztes Wasser tötet in den Schwellenländern mehr Kinder als Aids, Malaria, Verkehrsunfälle und Krieg zusammen.

Die Dokumentation endet hoffnungsvoll. In den USA haben mehrere Gemeinden den Vormarsch Nestlés gestoppt, indem sie sich auf ihre rechtsstaatlichen Quellen besinnen – die Verfassung. So trägt Nestlés Schweigen im Rahmen dieser sehenswerten Dokumentation nicht nur ungewollt zur Klärung seiner Absichten bei. Sondern auch zur Stärkung eines demokratischen Bewusstseins.

Solothurner Filmtage: «Bottled Life», Di, 24.1., 14.30 Uhr. www.solothurnerfilmtage.ch



Leben aus der Flasche. Konzerne wie Nestlé halten in immer mehr Staaten die Wasserversorgung in festen Händen.

«Grundwasser darf kein Privateigentum werden»

Dokumentarfilmer Urs Schnell setzt in «Bottled Life» auf Sachlichkeit statt auf Polemik

Von Hannes Nüsseler

Der Schweizer Lebensmittel-Multi Nestlé muss dieser Tage mit reichlich Publizität rechnen: Am Samstag soll Verwaltungsratspräsident Peter Brabeck am World Economic Forum als Gastredner zum Thema Wasserversorgung sprechen. Morgen Dienstag beginnt in Lausanne der Zivilprozess gegen den Konzern, der die globalisierungskritische Bewegung Attac von der Securitas hatte bespitzeln lassen. Und am Sonntag war an den Solothurner Filmtagen die Premiere von Urs Schnells Dokumentation «Bottled Life» zu sehen.

Der 51-jährige Regisseur bittet zum Interview in ein Berner Bahnhofrestaurant, nicht in das Fünf-Sterne-Hotel «Schweizerhof» gegenüber, wo der ehemalige Nestlé-Sprecher François-Xavier Perroud den Filmemacher von seinem Vorhaben hatte abbringen wollen – indem er ihm einen Film über Wasserverschwendung in der Landwirtschaft und ein Budget von vier Millionen Franken vorschlug. War das keine Versuchung? «Wenn ich Geld verdienen wollte», entgegnet Schnell amüsiert, «würde ich nicht das machen, was ich mache.»

BaZ: Herr Schnell, die Wassergeschäfte Nestlés waren bislang kein Thema in den hiesigen Medien. Warum?



Urs Schnell: Ich kann mir das auch nicht erklären. 2004 gab es eine Debatte um die Nestlé-Marke «Pure Life» in Brasilien. Eine Bürgerbewegung setzte sich mithilfe der katholischen Kirche zur

Wehr, was hier nur ein kleines Medienecho fand. In den USA wird die Auseinandersetzung mit Nestlé ebenfalls seit Jahren geführt, Europa hat davon nichts erfahren. Was ist da los? Wir fingen an, die Geschichte in den USA aufzuarbeiten, bis wir merkten, dass Nestlés Strategie umfassend ist. Wir sagten: Eigentlich ist das genial, wie dieser Wassermarkt aufbereitet wird. Aber der Konzern hat es verpasst, die positiven Seiten seiner Strategie aufzuzeigen.

Was ist Wasser – ein Menschenrecht oder ein Produkt?

Die UNO hat das Recht auf sauberes Wasser im Sommer 2010 zum Menschenrecht erklärt. Ich bin der Meinung, dass Grundwasser und Quellen verpachtet, aber nicht privatisiert werden dürfen. Nestlé-Verwaltungsrat Peter Brabeck hat diesbezüglich selber eine Wandlung vollzogen. 2004 betonte er noch den Warencharakter von Wasser, fünf Jahre später erklärte er am Menschenrechtsforum in Luzern, dass es «natürlich» ein Menschenrecht sei. Das hat mich umgehauen. Brabeck sagt aber auch, dass das nur für den Grundbedarf gilt: In der Dritten Welt sind das 25 Liter, in der westlichen Welt zwischen 60 bis 70 Liter täglich. Das ist ein interessanter Gedanke: Was über den Service public hinausgeht, darf kommerzialisieren werden. Darüber hätte ich gerne mit ihm diskutiert.

Der Film fokussiert sehr auf den abwesenden Peter Brabeck...

Das liegt an ihm. Er war vielleicht der Erste in dieser Branche, der – zu Recht – erkannt hat, dass Wasser eine wichtige Ressource ist, mit der vorsichtig umgegangen werden muss. Alles schön und recht. Aber ich hätte

mich gerne mit ihm darüber unterhalten, wie er auf lokaler Ebene das Recht des Stärkeren durchsetzt. Dass wir darüber nicht reden können, verstehe ich nicht. Wir haben einen seriösen journalistischen Background, es ging uns nicht darum, an Nestlé das Bein zu heben. Doch wenn man nie eine Auskunft erhält, entwickelt sich natürlich schon eine Eigendynamik.

Wie geht man mit dieser Frustration journalistisch um?

Es war eben nicht nur so, dass wir keine Informationen erhielten, in den USA liefen die Recherchen auf ein richtiges Katz-und-Maus-Spiel hinaus. Das war unglaublich! Nestlé wickelte alles über eine PR-Agentur ab, und diese Agentur hat uns zwei Wochen lang an der Nase herumgeführt. Die Verweigerungshaltung des Konzerns stand deshalb zu Beginn viel stärker im Vordergrund: Es gab zum Beispiel den öffentlichen Auftritt eines amerikanischen Nestlé-Managers, der seine Rede im Halbdunkel hielt, nur um uns das Drehen zu erschweren. Das muss man sich einmal vorstellen! Als wir ihn befragen wollten, verweigerte er das Gespräch und flüchtete, hinter einem Regenmantel versteckt. Eine super Szene, leider ist sie nicht im Film.

Warum nicht?

Wir wollten unsere eigene Befindlichkeit nicht ins Zentrum stellen. Es ging nicht darum, zu zeigen, wie wir auflaufen. Natürlich war ich verärgert: Eine Schweizer Firma verweigert sich Schweizer Journalisten. Aber das war nicht die Thematik, auch wenn man den Ärger stellenweise spürt, etwa bei den Grossaufnahmen von Peter Brabeck. Andererseits hätten wir viel böser sein können, und einige werden

uns das vielleicht vorwerfen: dass wir zu nüchtern und sachlich bleiben.

Welche Rolle kommt Res Gehrig in dieser Dokumentation zu?

Res Gehrig gehört zu den hartnäckigsten aber auch sorgfältigsten Fernsehjournalisten, die ich kenne. Er hat diese SRG-Ausgewogenheit verinnerlicht. Man sagt ja immer, das Schweizer Fernsehen sei links. Ich sehe das nicht so. Es gibt wohl kein anderes Medium in der Schweiz, das derart auf Balance bedacht sein muss. Das kann einen radikaleren, subjektiveren Ansatz kühlen. Nun, Res hat diese Ausgewogenheit ins Spiel gebracht, kam immer wieder und sagte, wir müssten noch diese und jene Gegenposition aufzeigen. Als künstlerisch orientierter Kinofilm wären wir auf dieses Gleichgewicht nicht angewiesen gewesen, aber Res und ich waren uns schliesslich einig. Es ging uns nicht darum, Nestlé anzuschwärzen, es ging uns um die Problematik. Und ich war so naiv zu glauben, dass wir im Diskurs mit Nestlé Einfluss nehmen könnten.

Hat sich Ihr Einkaufsverhalten nach dieser Erfahrung geändert?

Was ich sicher nicht mehr mache, unabhängig von Nestlé: Eineinhalb-Liter-Flaschen schleppen, nur damit ich zu Hause Wasser habe. Das ist absurd! Unser Film ist kein Film gegen Nestlé, sondern er hinterfragt in einem ganz bescheidenen Rahmen unsere Konsumgewohnheiten. Was kann ich tun? Nicht viel, aber meine Kinder trinken seit vier Jahren Hahnenwasser. Wir sind privilegiert im Wasserschloss Europas, uns wird das Wasser zuletzt ausgehen. Obwohl... Beim Flug über die Alpen sieht man, wie grosse Teile der Berge heute schon schneefrei sind.

Intime Lieder, die zum Hinhören zwingen

Liz Green aus Manchester lacht im Parterre Basel über ihre tragischen Lieder

Von Andreas Schneitter

Basel. Irgendwann nach den ersten paar Liedern steht Liz Green alleine auf der Bühne, die Band hat sich verzogen, und Green zieht sich eine Vogelmilch über. Es ist der Nachgang zu «Hey Joe», das sie vorher gesungen hat und nichts mit dem eifersüchtigen Joe zu tun hat, den Jimi Hendrix berühmt machte.

Greens Joe ist ihr imaginärer Freund aus ihrer Kindheit, halb Mensch, halb Vogel, den sie auf der Bühne auferstehen lässt, indem sie seine Gestalt annimmt. Das können Greens Lieder besonders gut: Geschichten zum Leben erwecken.

Im vollgestopften Konzertraum des Parterre findet Green für ihre schalkbehafteten Zoten, Allegorien und Fabeln ein dankbares Publikum. Aufgewachsen bei Manchester, taucht die 25-Jährige in ihren Liedern in andere Zeiten und Orte hinab und kehrt mit Geschichten von tragischen Gestalten zurück, denen die Hoffnung kaum je ausgeht. Da ist nicht nur der Vogelmensch Joe, der seinen Nachwuchs im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg verlor, da ist auch Penelope aus dem homerischen Epos, die 20 Jahre auf ihren Odysseus gewartet hat und nach seiner Rückkehr als Erstes stundenlang mit ihm tanzt, um das Verpasste nachzuholen. Und da ist

ein Lied für ihren Onkel Ray, der ein guter Kerl war, denn als seine Begräbnismusik habe er Hits von Kylie Minogue und Tina Turner bestellt. Dem Blues hat sie sich verschrieben, ohne ihre abgründigen Lieder in jeweils zwölf Takten runterzuschrammeln – dem Blues als Erzählmaschine, die von einem guten Schluck Lakonie geschmiert wird.

Vaudeville und Hinkeblues

Denn bei Green, das wird erst auf der Bühne klar, gibt es viel zu lachen, am meisten für sie selber. Sie lacht über ihre Ansagen, bevor sie sie ausgesprochen hat, sie lacht über die Kleidung ihrer Begleitband und über die euphori-

sierten Zwischenrufe aus dem Publikum und darüber, dass ihr der Eröffnungssakkord eines Liedes nicht mehr einfällt.

Die Stimmung ist also ausgelassen, und dieser Kontrast zu ihren versunkenen Liedern sorgt nicht durchgehend für eine positive Reibungsentladung. In Greens klarem Gesang und ihrem mechanischen Gitarrengezapfe entfacht ihre Performance eine Intimität, die zum Hinhören zu zwingen vermag. In diesen kargen Momenten ist die Spannung am grössten. Aber Green hat auch eine Band, einen Kontrabassisten und zwei Bläser an Saxofon und Posaune, und die grummelnden Lagen sowie die pfiffenden Begleitspuren des enga-

gierten Bläserduos sorgen für eine nostalgischen Sound und verleihen ihren Balladen einen Varietéklang aus Vaudeville und Hinkeblues à la Tom Waits.

In der Mischung ist das manchmal befremdlich wie im «Displacement Song», einem eigentlich reflexiven Lied über Flüchtlingsschicksale im Bosnienkrieg, das im Parterre zu einer schunkeligen Sauglatterei verkommt. Am Ende bleibt der Geruch von Kneipenwärme nach einem trunkenen Abend, dessen Defizit Liz Green erkannt hat: In Lokalen, wo gebechert und gesungen wird, müsste geraucht werden, klagt sie. Spätestens da wird klar: Die Zeit, aus der ihre Musik kommt, die ist nicht mehr.